



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aber das ist nur ein Gedankenbild. Es soll keinen hindern sich zu freuen, daß die Güte seines Landesherrn den verdienten Mann mit Ehren in die Heimatstadt zurückgeführt und das Wort erfüllt hat, das er in den stillen Jahren des Wartens zu sprechen pflegte: Meine Zeit kommt auch noch.

U. P.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Kampf gegen die Warenhäuser. Im preußischen Abgeordnetenhaus wird demnächst ein im Februar von der Regierung eingebrachter Gesetzentwurf in zweiter und dritter Lesung beraten und in der Hauptsache wohl auch angenommen werden, der den Zweck hat, den Großbetrieb im Detailhandel, wie ihn die sogenannten Warenhäuser oder Großbazare betreiben, auf dem Wege der Besteuerung des Vorteils zu berauben, den er der Natur der Sache nach unter Umständen vor dem Kleinbetrieb voraus hat. Der Gegenstand ist an sich von keiner großen praktischen Bedeutung, und auch der Lärm der Interessenten für und wider macht für uns die Sache nicht interessant. Aber grundsätzlich und nationalökonomisch ist die Frage doch viel ernster zu nehmen, als unsre Herren Gesetzgeber das thun. Der Gesetzentwurf und die Verhandlungen darüber zeigen wieder einmal recht deutlich, daß wenn ein moderner, konstitutioneller Staat ganz in protektionistische Bahnen gerät, die gesetzgebenden Gewalten es zunächst für das bequemste und deshalb richtige zu halten versucht sind, sich den Teufel um Logik und Konsequenz, um Wissenschaft und Prinzipien — das heißt schließlich: um das Große und Ganze — zu scheren und nur mit möglichster Grazie dem gerade am lautesten und am unbequemsten schreienden Interessentenhaufen von heute zu morgen wieder einmal durch irgend ein Gesezlein den ungebärdigen Mund zu stopfen. Das werthe gebildete Publikum, das nur die Schlagworte hört, der Sache auf den Grund zu gehn aber weder Lust noch Zeit hat, ist mit diesem grundsatzfrei fortwurfstelnden Protektionismus vorläufig noch ganz zufrieden. Es schwärmt sogar für Weltpolitik und ein größeres Deutschland, aber um die Krämerpolitik, die Politik der Rückständigkeit und des Rückschritts, die sich im Innern der Klinker der Gesetzgebung immer mehr zu bemächtigen weiß, kümmert es sich gar nicht. Wir wollen hier nicht im einzelnen auf den Inhalt des preußischen Gesetzentwurfs eingehn. Die Begründung gesteht selbst mit anerkennenswerter Offenheit ein, daß die Regierung das Verlangen der Mittelstandspolitik, den Warenhausbetrieb durch Steuern zu unterbinden, als ungerechtfertigt erkennt, und daß sie voraussieht, der Gesetzentwurf werde dem Mittelstande so gut wie nichts nützen. Dank wird sie natürlich von keiner Seite ernten. Aber warum bringt sie solche Entwürfe ein, die nackt und bloß sich zu dem Motto bekennen: *Ut aliquid fieri videatur?*

Die deutsche Nationalökonomie — ausgenommen natürlich die Berliner „historische“ — ist darüber so ziemlich einig, daß gerade im Warendetailhandel der Großbetrieb einen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Fortschritt bedeutet. Auch die Begründung des Gesetzentwurfs giebt das ausdrücklich zu, und schließlich sind sich auch die Herren Mittelstandspolitik, die die Warenhäuser bis aufs Messer bekämpfen, dieser Thatsache vollkommen bewußt. Gerade deshalb eben verlangen sie

ja das hemmende und womöglich vernichtende Eingreifen der Gesetzgebung. Wenn sie dabei dem Warenhausbetrieb alle möglichen moralischen Vergehungen, Betrug, unlautern Wettbewerb usw. vorwerfen oder ihn ohne weiteres mit den Ramschbazaren u. dergl. über einen Kamm scheren, so sind das Agitationskniffe, mit denen eine sachliche Erörterung der Frage nichts zu thun hat, und die übrigens auch der preussische Gesetzentwurf ganz außer Betracht zu lassen verständlich genug ist. Wer heute noch mit solchen Waffen kämpft, mit dem lohnt es nicht zu reden.

Die Warenhäuser, um die es sich handelt, suchen Gegenstände des Massenverbrauchs im Haushalt der Massen mit möglichster Verminderung aller unnötigen Handelspesen und unter Ausdehnung des Betriebs auf möglichst viele Waren-gattungen in den Konsum zu bringen. Sie handeln deshalb hauptsächlich mit billigen Sachen, wie sie eben die weniger bemittelten Massen nur in Massen ver-brauchen. Billige Waren sind aber nicht immer Schund- und Ramschwaren, und auch in teuern Geschäften kann man mit Schund und Ramsch betrogen werden. Durch die vorwiegende Billigkeit der feilgehaltenen Gegenstände unterscheiden sich die Warenhäuser in der Regel von den großen Spezialgeschäften, die Waren der einen besondern Gattung in allen Preislagen feil halten, übrigens ohne dadurch an sich solider oder gemeinnütziger zu werden und die kleineren Konkurrenten derselben Branche weniger zu bedrücken. Der ohne jedes Bedenken volkswirtschaftlich als berechtigt anzuerkennende kaufmännische Grundsatz: Großer Umsatz, kleiner Nutzen! — gilt in beiden Arten des Großbetriebs des Detailhandels, aber er muß natürlich ganz besonders gelten in den Warenhäusern, die vorwiegend billige Massenartikel führen. Sie können am allerwenigsten dem privatwirtschaftlich so ideal bequemen Prinzip: Kleiner Umsatz, großer Nutzen! huldigen.

Um das schnelle Emporkommen der Warenhäuser für billige Gegenstände des Massenverbrauchs mit ihrem Riesenumsatz zu verstehn, muß man sich die eigen-tümliche Entwicklung der industriellen Produktion in Deutschland in den letzten beiden Jahrzehnten vergegenwärtigen. Die Leistungsfähigkeit unsrer Industrie ist in geradezu beispiellosem Maße gesteigert worden. Die Berufs- und Gewerbe-zählung von 1895 hat uns darüber die Augen geöffnet, und doch war 1895 das erste, bescheidne Anfangsjahr des sogenannten industriellen Aufschwungs. Das Gewerbe bringt jetzt Warenmassen auf den Markt, wie man sie vor zwanzig Jahren für unmöglich gehalten hätte, und es kann sie trotz steigenden Arbeitslohns und hohen Unternehmergewinns sehr viel billiger abgeben als vor zwanzig Jahren. Dabei ist, wie die Statistik unwiderleglich lehrt, der Absatz in der Hauptsache doch auf dem innern Markt gesucht und gefunden worden. Der Verbrauch von Fabrikaten ist im deutschen Volke ganz erstaunlich gewachsen. Der Übergang von der alten gemächlichen hauswirtschaftlichen Produktion zur technisch viel leistungsfähigern volkswirtschaftlichen oder gewerbsmäßigen, der sich neuerdings in rapidem Tempo vollzogen hat, erklärt das. Zwar reicht er mit seinen Anfängen weit zurück, aber früher machte sich die Veränderung nur im Haushalt der obersten Hunderttausend geltend, in neuer Zeit hat sie auch in den Millionen der weniger Bemittelten um sich gegriffen und ist dadurch thatsächlich zu einem besonders charakteristischen Merk-mal für die Entwicklung unsers Wirtschaftslebens in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart geworden.

Es ist klar, daß diese Umwälzung in der Produktion auch im Handel eine große Veränderung bewirken mußte. Der Grundsatz „großer Umsatz, kleiner Nutzen“ wurde dadurch erst recht zum Trumpf. Je mehr billige Gebrauchsgegenstände das Gewerbe erzeugte, und je mehr die weniger bemittelten Massen sie kauften, um so dringender wurde bei diesen, den Konsumenten, das Verlangen, die Quote, um die der Handel den Preis erhöhte, hinabzudrücken, und um so mehr kam der Zwischen-

händler in die Lage, diesem Verlangen zu entsprechen. Natürlich nur bei größerem Umsatz. Wer den Gang der Dinge in Stadt und Land, in der Kleinstadt und in der Großstadt mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, dem wird nicht entgangen sein, daß sich der Kleinhandel vielfach längere Zeit mit Erfolg dagegen gekräftigt hat, mit kleinerem Nutzen vorlieb zu nehmen. Er hat dabei ein schönes Stück Geld verdient. Er konnte die gegen früher zu Spottpreisen vom Gewerbe gelieferten, ihm oft mit unglaublicher Kreditgewährung geradezu aufgedrängten Waren zu verhältnismäßig sehr hohen Preisen an die Verbraucher absetzen. Gerade die Massenerzeugnisse der Industrie, die geringen Verbrauchswaren für die kleinen Leute, Fingerhüte, Nadeln, gewöhnliche Messer, Glas- und Porzellanstoffe, einfache Kleidungsstücke, Zwirn usw. ließen hohen Aufschlag zu. Dann kamen die Konserven und andre Nahrungs- und Genußmittel dazu, die in Massen und billig fabriziert vom Kleinhändler immer noch als Karität an den Mann gebracht werden konnten. Es wird wohl richtig sein, was alle Volkswirte sagen, daß das Volk alle diese Sachen viel zu lange viel zu teuer bezahlt, und daß es sich auch jetzt noch lange nicht den erwünschten Anteil an der Verbilligung der Produktion dieser Verbrauchsgüter erobert habe, wenn auch die Konsumvereine, wo sie gut verwaltet wurden, den übermäßigen Gewinn des Zwischenhandels gehörig beschnitten haben mögen. Es ist auch ganz richtig, wenn die Detailisten, die an der altväterischen bequemen Weise festhalten möchten, darüber klagen, daß die Warenhäuser ihnen gerade die Waren wegnehmen, an denen sie am meisten verdient hätten. Aber volkswirtschaftlich berechtigt ist die Klage nicht, und ein Grund, gesetzgeberisch einzugreifen, ist sie erst recht nicht.

Aber es kommt etwas dazu, was die Lage verschärft hat, und was mehr in die Augen springt. Die Zunahme der industriellen Produktion und des Umsatzes in Industrieprodukten auf dem Inlandsmarkt hat eine ganz ungeheure Zunahme der Handelsbetriebe veranlaßt, entschieden eine ungesunde, viel zu starke Zunahme, und zwar auch der kleinen und der mittlern Betriebe. Wir müssen da mit einigen Zahlen aufwarten.

Im Handelsgewerbe — ohne das Versicherungs-, Verkehrsgewerbe und die Gast- und Schankwirtschaft — sind gezählt worden:

	1895	1882	gegen 1882	
			absolut	in Prozent
Alleinbetriebe	350 572	293 399	+ 57 173	+ 19,5
Gehilfenbetriebe				
mit — bis 5 Personen	252 637	141 386	+ 111 251	+ 78,7
" 6 " 10 "	21 467	12 637	+ 8 830	+ 70,0
" 11 " 50 "	10 023	5 073	+ 4 950	+ 97,6
" 51 und mehr "	510	203	+ 280	+ 121,7
zusammen	635 209	452 725	+ 182 484	+ 40,3

Die praktische Wirkung, die die in diesen Zahlen ausgedrückten Veränderungen in der Zusammensetzung des Handelsgewerbes nach Betriebsgrößenklassen hervorgerufen haben, wird aus folgender Zahlenzusammenstellung ersichtlich:

	Von 100 Betrieben waren:			Von der Zunahme kamen auf die
	1895	1882	gegen 1882	
Alleinbetriebe	55,2	64,8	— 9,6	31,3 Proz.
Gehilfenbetriebe				
mit — bis 5 Personen	39,7	31,2	+ 8,5	61,0 "
" 6 " 10 "	3,4	2,8	+ 0,6	4,8 "
" 11 " 50 "	1,6	1,1	+ 0,5	2,7 "
" 51 und mehr "	0,1	0,1	+ 0,0	0,2 "
zusammen	100,0	100,0	+ 0,0	100,0 "

In dem Anteil an der Gesamtzahl der Betriebe zurückgeblieben sind also nur die Alleinbetriebe. Sie haben aber immer noch um die erstaunliche Zahl von 57173 zugenommen und sind wohl sehr viel zahlreicher geworden, als wirtschaftlich und sozial zu wünschen ist. Aber nun gar die Gehilfenbetriebe. Die Zunahme der Betriebe mit 51 und mehr Personen um 121,7 Prozent kann wenig Eindruck machen; die absoluten Zahlen sind dazu zu niedrig. Die Zunahme ihres Anteils an der Gesamtzahl ist so minimal, daß sie in unsrer Berechnung ganz verschwindet. Dagegen haben die Gehilfenbetriebe bis zu 5 Personen um ganze 111151 oder 78,7 Prozent der Anzahl nach zugenommen und dadurch ihren Anteil an der Gesamtzahl von 31,2 auf 39,7 Prozent, d. h. um 8,5 erhöht. Von der Gesamtzunahme der Betriebe kommen auf alle Betriebe bis zu 5 Personen ganze 92,3 Prozent und auf die Gehilfenbetriebe bis zu 5 Personen 61,0 Prozent.

Auch bei der größten Vorsicht in den Schlussfolgerungen aus solchen Zahlen wird man zu der Annahme kommen müssen, daß wenn überhaupt ein Übermaß von Konkurrenz im Handelsgewerbe besteht, dieses Übermaß in den Klein- und Mittelbetrieben mindestens ebenso sehr, vielleicht noch mehr zu suchen ist als in den Großbetrieben. Und das stimmt doch auch vollkommen mit dem überein, was man seit Jahren, namentlich in den Mittel- und Großstädten — wo die Warenhausplage doch hauptsächlich beklagt wird — bei dem kleinen und mittlern Ladengeschäfte wahrnehmen kann. Werden doch von Jahr zu Jahr immer mehr Wohnungen in den untern Stockwerken in Verkaufsräume und immer mehr Straßen, die früher nur Wohnzwecken dienten, in Geschäftsstraßen mit Läden an Läden verwandelt.

Auch folgende Zahlen, die das Handelsgewerbe mit andern die größte Betriebszahl aufweisenden Gewerbegruppen in Vergleich stellen, sind recht lehrreich. Es sind gezählt worden:

in der Gewerbegruppe	Haupt- und Nebenbetriebe		Auf je 1000 Einwohner kamen Betriebe		also gegen
	1895	1882	1895	1882	
Bekleidung und Reinigung . . .	920955	17,79	21,00	— 3,21	
Handelsgewerbe . . .	777495	15,02	13,64	+ 1,38	
Nahrungs- und Genußmittel . . .	314473	6,07	6,39	— 0,32	
Gast- und Schankwirtschaft . . .	278689	5,38	5,70	— 0,32	
Holz- und Schnitzstoffe . . .	262252	5,07	6,29	— 1,12	
Textilindustrie . . .	248617	4,80	8,99	— 4,19	

Also nur im Handelsgewerbe hat die Zahl der Betriebe sich stärker vermehrt als die der Einwohner.

Und endlich seien noch die Durchschnittsgrößen der Gehilfenbetriebe in denselben Gewerbegruppen mitgeteilt. Es kamen auf einen Gehilfenbetrieb:

in der Gewerbegruppe	Personen		also gegen
	1895	1882	
Bekleidung und Reinigung . . .	3,7	3,1	+ 0,6
Handelsgewerbe . . .	3,5	3,4	+ 0,1
Nahrungs- und Genußmittel . . .	4,6	3,8	+ 0,8
Gast- und Schankwirtschaft . . .	3,0	2,8	+ 0,2
Holz- und Schnitzstoffe . . .	4,6	3,4	+ 1,2
Textilindustrie . . .	14,9	8,0	+ 6,9

Hier hat das Handelsgewerbe die kleinste Verschiebung „zum Großbetrieb hin“ aufzuweisen.

Bei diesem statistischen Thatbestande mußte jedenfalls, wenn trotzdem die Gesetzgebung zum Zweck der Eindämmung oder gar der Erdrosselung des Großbetriebs

im Detailhandel in Bewegung gesetzt werden sollte, der strikte Beweis der Notwendigkeit geführt werden. Davon aber ist weder in der Begründung des Entwurfs noch in den sonstigen Auslassungen der Regierung zur Sache die Rede.

Wohlverstanden handelt es sich in dem Entwurf nicht etwa um die Eindämmung einzelner hie und da durch die Warenhäuser hervorgerufenen örtlichen Mißstände. Dazu reicht, wie die Regierung selbst wiederholt betont hat, das bestehende Recht in Preußen aus. Es giebt den Gemeinden die Vollmacht, die Großbetriebe durch eine besondre Gewerbesteuer zu belasten, wenn sie durch die allgemeine Gewerbesteuer nicht hinreichend im Verhältnis zu ihrer Leistungsfähigkeit und zu dem Nutzen, den ihnen die Gemeindeeinrichtungen gewähren, getroffen werden. Nun haben aber die preußischen Gemeinden, die doch die nächsten dazu sind, diese Notwendigkeit bisher nirgends empfunden, und ebenso haben sich die preußischen Handelskammern, die die Regierung in solchen Dingen zu „hören“ verpflichtet ist, mit verschwindenden Ausnahmen gegen eine allgemein anzuordnende Warenhaussteuer, wie der Entwurf sie will, erklärt. Nirgends eine Spur von Beweis der Notwendigkeit im öffentlichen Interesse! Einzig und allein die Klagen sogenannter „freier Vereinigungen von kleinen Gewerbetreibenden,“ denen die bestehende Gesetzgebung eine öffentlich rechtliche Autorität — und das doch nicht ohne Grund — versagt hat, hat die Regierung zur Einbringung des Entwurfs veranlaßt. Das sind die „Schreier,“ denen zuliebe auch hier zu einem *opus operatum* geschritten wird, das niemand befriedigt, und dessen Halbheit und Unhaltbarkeit der hauptsächlich beteiligte Minister, Herr von Miquel, seinen eignen Äußerungen nach selbst vollkommen einsieht.

Ob das Abgeordnetenhaus aus dem Halben ein Ganzes machen wird, indem es die Warenhaussteuer zu einer wirklichen Erdrösselungssteuer umgestaltet, kann man nicht wissen. Die Kommission hat es ihm vorgeschlagen. Und wenn sich dann die Regierung zu einem bestimmten Nein aufraffen sollte, was wird die Folge sein? Eine weitere, beflagenswerte Einbuße des Vertrauens bei der kritiklosen Masse, ein weiterer Machtzuwachs für die Herren vom Bund der Landwirte, die, findig wie sie sind, auch diese Sache zu der ihren gemacht, auf ihr Konto schon rührig agitiert und sich im Kleinbürgertum tausende blind gläubiger Genossen erworben haben.

Professor Gustav Cohn in Göttingen sagt in seiner Nationalökonomie des Handels und Verkehrswezens: „Es kann keinem Gebiete der Produktion oder, mit andern Worten, den Konsumenten dessen, was diese Produktion leistet, zugemutet werden, sie sollen jede beliebige Anzahl von Existenzen ernähren, die sich hinzudrängen. Nun giebt es gewisse Zweige des Kleinhandels, in denen die Überfüllung so augenscheinlich ist, daß eine Forderung, die darauf hinausläuft, der Absatz und die Verkaufspreise sollen genügen, um alle vorhandenen Kleinhändler auskömmlich zu ernähren, nichts andres bedeutet, als eine Forderung an die Konsumenten, sie sollen ihren Bedarf auf dem teuersten und schlechtesten Markte kaufen statt auf dem billigsten und besten Markte.“ Die ernsthafte Abhilfe sei nur in einer verständigern Berufswahl zu suchen, in dem Verzicht auf scheinbar lohnende, bequeme Erwerbsarten, in dem Übergang zu mühsamern aber zuverlässigern Berufen. Andernfalls gelange man oder stehe schon auf dem Boden des sozialdemokratischen „Rechts auf Arbeit,“ und man mache die Sache nicht besser, sondern schlechter, weil unehrlicher, dadurch, daß man sich zugleich „konservativ“ nenne. ß

Naumanns Zukunftstraum. Die Nationalsozialen hat mancher im Verdacht, daß ihre Begeisterung für den Kaiser und für die Flotte nur den Zweck habe, den Regierungswind für ihr soziales Segel einzufangen. Bei ihrem Haupte Naumann ist das sicherlich nicht der Fall. Er hat seine politischen Ansichten in

einer dieser Tage erschienenen 231 Seiten starken Schrift: Demokratie und Kaisertum, ein Handbuch für innere Politik (Buchverlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg) im Zusammenhange entwickelt, und man sieht daraus, daß die Entschiedenheit, mit der er für die persönliche Regierung des Kaisers und für die Flottenvermehrung eintritt, eine unabweißbare Folge seiner Voraussetzungen ist, und daß seine Ansichten einen wohlgeordneten, durchsichtigen und folgerichtigen Gedankenaufbau bilden, der noch dazu den Vorzug hat, der stärksten Strömung unserer deutschen Gegenwart zu entsprechen, sodaß sein Zukunftsraum eher als jeder andre Aussicht hat, verwirklicht zu werden. Er behandelt in drei Abschnitten und einundzwanzig Kapiteln die Demokratie (1. Demokratie als Voraussetzung des Sozialismus, 2. Die Unmöglichkeit der demokratischen Revolution, 3. Die Träger der Demokratie, 4. Demokratie als Gesinnung, 5. Demokratie als politische Idee, 6. Das allgemeine Wahlrecht, 7. Demokratische Dezentralisation, 8. Demokratische Organisation des Wirtschaftslebens), die drei Aristokratien (1. Die Notwendigkeit aristokratischer Elemente, 2. Die agrarische Aristokratie, 3. Die industrielle Aristokratie, 4. Die klerikale Aristokratie, 5. Das politische Spiel der Kräfte), und das Kaisertum (1. Das Deutsche Reich als Wirtschaftskörper, 2. Militärische Monarchie und Nationalstaat, 3. Das Wesen des deutschen Kaisertums, 4. Die Politik Kaiser Wilhelms II., 5. Demokratie und Heer, 6. Die deutsche Kriegsflotte, 7. Das soziale Kaisertum, 8. Nationaler Sozialismus). In der durch diese Überschriften vorgezeichneten Reihenfolge werden die Elemente unserer heutigen Staats-, Volks- und Wirtschaftslebens klar, scharf und mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe gezeichnet, wird ihr Wesen aufgedeckt, ihre Entstehung erzählt und die Ansicht des Verfassers darüber, wo es nötig scheint, statistisch begründet. Seine Hauptgedanken sind folgende:

Nachdem die Sozialdemokratie — nicht in Worten aber tatsächlich — auf ihre Utopie und auf die offenbar unmögliche Revolution, sei es auch nur zur Herstellung einer bloßen Demokratie, verzichtet hat, sikt sie auf einem toten Strange fest. Sie kann nichts als mit den schwächlichen Nesten der bürgerlichen Demokratie zusammen negieren und hemmen, was ja manchmal nützlich ist, wenn es zur Abwendung reaktionärer Attentate geschieht, und der Beistand des Zentrums der Demokratie zu einem Erfolg verhilft, was aber nicht die Hauptaufgabe der Politik und vor allem kein Fortschritt ist. Diese Lähmung des größten und tüchtigsten Teils der Lohnarbeiterschaft muß um so mehr beklagt werden, als sich unser Wirtschaftsleben im Sturme vorwärts bewegt, und die industriellen Arbeiter die gebornen Träger dieses Fortschritts sind. Immer näher rückt ihren Kreisen der Schwerpunkt unserer Wirtschaft, damit auch der des Staates, bald wird er ganz hineinfallen. Schon jetzt ist der Konsum der industriellen Lohnarbeiter weit beträchtlicher als der der Bauern, sodaß das Sprüchlein nicht mehr lautet: Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt, sondern: Nur wenn der Industriearbeiter Geld hat, hat auch der Bauer welches. Der Geburtenüberschuß beträgt jetzt schon 800 000 bis 900 000 jährlich, wird binnen wenigen Jahren die Million übersteigen, und dieser ganze ungeheure Zuwachs kann, unbeträchtliche Abzweigungen abgerechnet, nirgend anderswo als in der Industrie, und zwar in deren Lohnarbeiterschaft, untergebracht werden. Somit wird in kurzer Frist das deutsche Volk seiner Mehrzahl nach aus Industriearbeitern bestehen, und demnach auch im Reichstage dieser Hauptbestandteil die Mehrheit haben müssen. Eine so ungeheure Masse kann aber nicht ungliedert politisch thätig sein, sie bedarf einer führenden Aristokratie, und zu dieser sind die Ansätze in der Elite der gelehrten Arbeiter schon vorhanden. Auch diese neue Aristokratie, soll sie politisch wirksam werden, muß organisiert sein, und schon aus diesem Grunde müssen die gesetzlichen und polizeilichen Erschwerungen der Arbeiter-

organisation endlich einmal aufhören. Die Zeit, wo die bürgerliche Demokratie Führerin der Arbeiterbewegung hätte werden können, ist vorüber; heut bleibt dieser Demokratie, die nur noch auf Krücken in den Reichstag hinkt, nichts übrig, als mit der Arbeiterdemokratie zu verschmelzen. Nun bestehn ja noch drei ältere Aristokratien, die alle drei die Arbeiter führen wollen. Aber abgesehen von der kirchlichen Aristokratie, d. h. von der katholischen Geistlichkeit, die sich der Führung der ganzen katholischen Bevölkerung bemächtigt und dadurch eine vorübergehende politische Ausnahmeerscheinung geschaffen hat, ist von den andern beiden Aristokratien die eine gar nicht, die andre vorläufig nicht geeignet, die industrielle Arbeiterschaft zu führen. Die ostelbische Grundaristokratie, die sich in der konservativen Partei organisiert hat, steht ihr als geborne Feindin der Demokratie und der Industrie mit doppelter Feindschaft gegenüber. Die industrielle Aristokratie der Unternehmer aber ist durch den Interessengegensatz mit ihren eignen Arbeitern verfeindet. Für sich allein würden beide Aristokratien in einem Staatswesen mit allgemeinem Stimmrecht zur Ohnmacht verurteilt sein, weil sie nur eine dünne Schicht bilden. Aber den ostelbischen Großgrundbesitzern ist es gelungen, die Bauern für sich zu gewinnen, deren Feinde sie nicht mehr sind, seitdem ihnen die schlechten Getreidepreise die Lust benommen haben, ihren Grundbesitz auf Kosten des Bauernlandes auszu dehnen, und außerdem spielen sie sich noch als Beschützer des städtischen Mittelstandes auf. Die Großindustriellen aber und die ihnen durch Interesse verwandten Großhändler haben es noch gar nicht zu einer politischen Organisation gebracht und verteilen sich in drei Fraktionen, die freikonservative, die nationalliberale und die freisinnige, die ihren Ursprung jetzt nicht mehr vorhandnen politischen Verhältnissen und Bedürfnissen verdanken. Am schwersten hat die nationalliberale Partei darunter gelitten, daß sie sich gegen die Anerkennung des Wesens aller politischen Parteien sträubte, die nichts als zu politischen Zwecken organisierte Volksschichten sind; sie hat keine solche Schicht zur Grundlage und lebt jetzt in weiten Gebieten nur noch von der Gnade des Bundes der Landwirte als dessen Helferin. Bis jetzt hat sich die Industrie mit den Agrariern vertragen, teils weil sie selbst schutz zöllnerisch war und mit den Agrariern zu gegenseitiger Unterstützung in Zollsachen einen Vertrag geschlossen hatte, teils weil ihr die Agrarier halfen, die Arbeiterbewegung niederzuhalten. Je deutlicher es sich jedoch täglich zeigt, daß unser Inlandsmarkt der Industrie nicht genügt, daß die heimische Landwirtschaft ihren, der Industrie, Bedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen nicht zu decken vermag, daß wir, um die gewaltige Menge dieser Einfuhrwaren kaufen zu können, Industrieerzeugnisse ausführen müssen, und daß wir dieses nur bei niedrigem Preise der Nahrungsmittel können, desto mehr müssen die Industriellen Freihändler werden, und desto näher rückt der Tag, wo sie einsehen werden, daß ihnen das Bündnis mit den Agrariern teurer zu stehn kommt als das mit ihren Arbeitern, das sie dann mit der Bewilligung der Arbeiterforderungen erkaufen werden. (Sollte es dahin kommen, so würde, glaube ich, nicht eine Arbeiteraristokratie, sondern die Unternehmerschaft die politische Führung der Arbeiter antreten und anfänglich allerdings im Einvernehmen mit den intelligenten Arbeitern handhaben.) Um die Macht der Ostelbier rascher zu brechen, soll man, rät Raumann, die Landarbeiter aus der Vormundschaft der Gutsherrscher zu befreien suchen. „Der beste Ansatzpunkt ist der Landhunger. Man fasse die Parole »das Land der Masse« in greifbare Vorschläge von Parzellierung oder auch genossenschaftlicher Verwaltung! Daneben protestiere man gegen die Einfuhr der Ausländer! Die Einfuhrexzweckung bezüglich der Polen, Russen, Galizier ist eine scharfe nationale Waffe gegen das Großgütersystem als solches.“ Auf diese Weise muß eine demokratisch=industriell=freihändlerische Mehrheit entstehen, der eine konservative Minderheit gegenübersteht. Diese kann zwar, so lange das Zentrum lebt, mit ihm zusammen vielleicht noch die Mehrheit

erlangen, was nach Naumann, wenn es ein bleibender Zustand würde und die Regierung das konservativ-kerikale Kartell segnete, ein großes Unglück sein würde, aber er meint, das Zentrum müsse doch endlich einmal durch Beseitigung aller konfessionellen Streitpunkte (die aber nicht leicht sein wird, wenn, wie Naumann will, der Staat die Schule nicht klerikalisieren läßt) gesprengt werden und in einen konservativen und einen demokratischen Flügel zerfallen. Die herrschende Demokratie der Zukunft (wenn man eine Industriebevölkerung, in der die Unternehmer herrschen, Demokratie nennen darf) bedeutet nun natürlich nicht etwa die Republik. Die Notwendigkeit der monarchischen Verfassung des neuen Reichs nicht bloß, sondern des persönlichen Regiments, das zuerst Bismarck im Namen des Kaisers geführt hat, wird sehr schön, wenn auch meiner Ansicht nach nicht erschöpfend dargethan. Der Kaiser ist von den beiden Mächten, die im Reiche walten (die „verbündeten Regierungen“ zählen nicht mehr), die stärkere und muß es bleiben; aber er kann nichts ändern an der Natur des Reichs, die darin besteht, daß es politisch auf einer aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hervorgehenden Volksvertretung beruht, und daß es vorzugsweise aus wirtschaftlichen Bedürfnissen hervorgegangen ist, wie Naumann an der Entstehungsgeschichte des Reichs aus dem Zollbunde und an der Reichsverfassung nachweist. Und Kaiser Wilhelm II. will daran auch gar nichts ändern, namentlich nicht am zweiten, er ist nach Naumann, wie Bismarck in seiner besten Zeit, ganz und gar modern, Freund des Kapitalismus und der Industrie. Gegenwärtig befindet er sich in der unnatürlichen Lage, sich in Fragen der Landesverteidigung auf die Konservativen, die, um ihre politische Stellung zu retten, sogar die verhasste Flotte bewilligen, in Fragen unsrer wirtschaftlichen Entwicklung, von der unsre ganze Zukunft abhängt, auf die vereinigte Linke stützen zu müssen. Diese Lage hat die Demokratie, die bürgerliche wie die sozialistische, durch ihren unverständigen Widerstand gegen Militär- und Flottenvorlagen verschuldet. Sehr eindringlich beweist Naumann den sozialistischen Arbeitern, einmal, daß sie bei Fortsetzung dieses Widerstands niemals die Mehrheit erringen können, weil die Parole: Macht und Sicherheit des Vaterlands, stets die Mehrheit gewinnt, dann, daß auch ihr Heil vom wachsenden Reichtum der Nation abhängt, und daß dieses Wachstum anders als militärisch nicht gesichert werden kann. „Es giebt keine Morgenröte neuer Zeiten ohne Pulver und Blei. Das ist moralisch und ästhetisch angesehen jammervoll, aber es ist die Wirklichkeit.“ Niemand könne dem Kaiser zumuten, daß er die Demokratie lieben, noch den Arbeitern, daß sie alle ihre demokratischen Grundsätze aufgeben sollen, aber die Notwendigkeit werde beide zusammenführen. Kein Teil könne den andern entbehren; die Arbeiter brauchten den Kaiser als Bahnbrecher der wirtschaftlichen Entwicklung, der Kaiser sei Heerkönig, die Masse des Heeres werde bald aus Industriearbeitern bestehen, seine Macht beruhe also darauf, daß er körperlich kräftige, intelligente und patriotische Industriearbeiter habe. „Viel unklarer als eine Demokratie, die ihr Prinzip wahr, aber praktisch mit dem Kaiser geht, ist ein Konservatismus, der theoretisch die absolute Macht anerkennt und praktisch gegen sie agitirt.“ Das Verdienst oder Mißverdienst, sich vorzugsweise und am erfolgreichsten um die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen unnatürlichen Zustands bemüht zu haben, gebühre dem als Finanzminister unsreittig hochverdienten Miquel. Aber lange werde es ihm nicht mehr gelingen. „Wenn ihm einmal der Arzt, und sei es auch ein politischer Doktor, die Fortsetzung seiner aufreibenden Thätigkeit untersagen sollte, würde niemand da sein, der das alte Kartell immer wieder von neuem leimen könnte.“

Wenn man sämtliche Prämissen Naumanns zugiebt, wird man seinen Folgerungen kaum ausweichen können. Ich bestreite einige dieser Voraussetzungen, verzichte aber darauf, meine abweichende Meinung hier noch einmal zu begründen. Das kleine Buch wird in weiten Kreisen einschlagen, denn es bewegt sich, wie

gesagt, in der herrschenden Strömung, und es ist frisch, fesselnd, packend, in schöner Sprache geschrieben und vom warmen Hauch aufrichtiger Begeisterung durchweht. Raumann schließt mit einem Ausblick in die Zukunft: „Worauf es ankommt, ist der Thatbeweis, daß Deutschland ohne die Ostelbier regiert werden kann. . . . Noch immer heißt die Zukunftslösung für unser Vaterland: soziales Kaisertum! Ist dieses gefunden, dann fällt die Erinnerung an alles Mißtrauen und alle Enttäuschung der Vergangenheit in sich zusammen, dann redet niemand mehr vom innern Feind, dann aber klingt es aus Millionen deutscher Seelen . . . vom Schacht, vom Steinbruch, aus der Arbeiterversammlung: Es lebe der Kaiser! Mag dann der Osten knurren und brüllen, der Westen und Süden hat dann erst ganz seinen Kaiser gefunden. Der Schwerpunkt Deutschlands wird von rechts der Elbe nach links der Elbe verlegt. Wie aber bisher der Osten dem Westen seine Gesindeordnung aufzuprägen suchte, so wird dann Westen und Süden die schöne Aufgabe übernehmen, ein Landprogramm für den Osten auszuführen: Bauergut an Bauergut bis an die russische Grenze! Der Kaiser hat von der Sozialdemokratie gesagt, sie sei eine vorübergehende Erscheinung. . . . Vorübergehende Erscheinungen sind Zuchtthausvorlagen und ähnliches einerseits und undeutsche Politik andererseits, aber bleibende Erscheinungen sind die Armee und die Masse, der Kaiser und die Demokratie. Im Bunde werden sie das Beste leisten können, was in Deutschland überhaupt möglich ist.“

C. J.

Sächsische Kirchen und hessische Volkstrachten. Seit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden im sächsischen Erzgebirge und an seinen Abhängen nördlich ins Land hinein in neuangelegten oder unter dem Segen des Bergbaus aufblühenden Städten (Annaberg, Zwickau, Freiberg usw., im ganzen neun) spätgotische Kirchen, die eine innerlich zusammenhängende Baugruppe bilden. Von der Gotik der Blütezeit mit ihrer ausgesprochenen Vertikalrichtung, die nicht bis in diese Gegenden vorgedrungen war (die einzige gotische Kirche von Bedeutung ist der Meißener Dom), weichen sie ab; sie zeigen eine mehr horizontale Gliederung, und in ihrem Grundriß macht sich im Gegensatz zu der gotischen Längenrichtung auch die Breite geltend. Sie nähern sich also wieder der romanischen Weise, die sich in hervorragenden Denkmälern hier erhalten hat, und sie sind auch zum Teil in romanische Architekturreste eingebaut. Wichtiger ist nun, daß sich in dieser Baugruppe etwas der italienischen Renaissance verwandtes ausspricht, was dann von Franken und Schwaben seinen Weg hierher gefunden haben mußte; Dohme, der zuerst mit Nachdruck von dieser örtlichen Erscheinung gesprochen hat, dachte an Nürnberg als Ausgangspunkt. Es äußert sich einmal in der freien Behandlung des Zierwerks und dann in einem geänderten Raumgefühl: man giebt gegenüber der Höhe und der Länge nun der Breite ihr Recht, man drängt den Chor zurück und verringert die Pfeilerzahl, man will einen das Ganze beherrschenden, einheitlichen Hauptraum.

Seit Dohme in seiner Geschichte der deutschen Baukunst den Stoff gesichtet hatte, lag hier ein schönes Thema in der Luft, an dem sich Fleiß und Beobachtungsgabe bewähren konnten. Ein tüchtiger Bearbeiter ist ihm durch eine Preisaufgabe der Leipziger Universität zugeführt worden: Erich Hänel, Spätgotik und Renaissance, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur, vornehmlich im fünfzehnten Jahrhundert (Stuttgart, Paul Neff). Das Buch befriedigt zuerst durch die zweckmäßige Anordnung des Stoffs: den sächsischen Kirchen werden die fränkisch-schwäbischen, demnächst die westfälischen vorangestellt; von beiden Seiten her sind Einflüsse voranzusetzen. Sodann sind die Abbildungen reichlich und auch gut gewählt; der Leser kann urteilen, und er wird, wenn er zwanzig Jahre zurückdenkt, auch nicht so anspruchsvoll sein wie der Verfasser, der seine Illustration entschuldigt.

Den Abbildungen gehn genaue Stützergliederungen zur Seite, die in ihren manchmal langen, mit technischen Ausdrücken überfüllten Sätzen nicht immer leicht zu lesen sind. Aber der Verfasser wollte ja nicht für jedermann schreiben, sondern für wissenschaftliche Leute. Er ist eifrig bemüht, die Schlingen der Untersuchung überall enger zu ziehn, und richtet im ganzen sein Augenmerk hauptsächlich auf das Raumbild. Anerkennenswert ist das Bestreben, die Baugestaltung bis ins einzelne aus der Geschichte und den Bedürfnissen der Zeit abzuleiten. Außerlich sind die Kirchen verhältnismäßig einfach; im Innern spricht sich mehr oder weniger deutlich die Rücksicht auf den evangelischen Kultus mit seiner Predigt aus. Die Predigtkirche, die sich hier vorbereitet, möchte der Verfasser „Saalkirche“ nennen zum Unterschiede von der Hallenkirche der klassischen Gotik. Ganz saalartige Gotteshäuser finden sich in einigen Orten (Öderan, Ruppertsgrün, Niederplanitz), und die zwei Kirchen in Rochitz, Hauptvertreter einer besondern Baugruppe neben jener erzgebirgischen, haben ein Schiff von beinahe quadratischem Grundriß. Der Verfasser legt großen Wert darauf, daß die spätgotische Architektur eine „Raumkunst“ gewesen sei, aber der Nachweis fehlt; es liege mehr im Gefühl. Darum wird auch der Schluß, daß diese spätgotische Architektur nicht etwa bloß der Renaissance nahe kommt, sondern Renaissance „ist,“ vorläufig nur für ihn selbst Geltung haben können.

Lesern von Justis Belazquez wird eine sogar für einen Kunsthistoriker ungewöhnliche Kenntnis von Kostümfragen aufgefallen sein. Jetzt tritt auch sein Bruder, der Sprachforscher, als Kenner an die Öffentlichkeit, und zwar als Sammler von Volkstrachten, mit selbstgemachten Aufnahmen nach der Natur: Hessisches Trachtenbuch von Ferdinand Justi (Marburg, Elwert), erste Lieferung mit acht Tafeln in Großfolio. Zwei Bauern im Zimmer sitzend, Kniestücke; zwei junge und zwei alte Frauen, bis zu den Füßen, im Zimmer, in einer Landschaft oder vor einer Kirche sitzend oder stehend, endlich zwei Brustschmucke, Buntstickerei auf Seide. Die lithographisch wiedergegebenen Aquarellbilder sind durchaus Porträts ohne künstlerische Phantasiezugaben, wie der Verfasser bemerkt, der sich davon einen ungeheuern Schatz angelegt haben muß; sie machen den Eindruck großer Treue, die Figuren haben in ihrer Natürlichkeit sogar etwas treuherziges und nichts von der Kofetterie der meisten Trachtenbilder auf unsern Postkarten.

Der Text ist reich an guten Beobachtungen. Unsrer Volkstrachten sind stehengebliebene städtische Moden früherer Zeiten; wann und wie sie sich aber allmählich festgelegt haben, und warum sich auffallende Arten auf einzelnen engeren Gebieten (Hessische Schwalm und Herzogtum Altenburg) erhalten haben, wissen wir nicht. Die Bauerntracht verschwindet allmählich, schon aus dem Grunde, weil sie kostbarer ist als die heutige Stadtkleidung. Einzelnes, unter anderm die Kniehosen, erhält sich im Sport und in der Hoftracht, wenn es auch leider auf dem Umwege über England wieder zu uns kommt. Wo sich die Volkstracht noch ganz gehalten hat, kann sie den Kulturhistoriker und Kunstforscher interessieren nicht nur wegen der Stoffe und Schnitte, sondern namentlich auch wegen der Art, wie sich die Menschen darin ausnehmen. Die Kleidung bestimmt die Haltung und die Bewegung; enge Kleidungsstücke haben einen andern Gang zur Folge als weite, und schleppende Kleider müssen anders getragen werden als kurze; die Bäuerinnen der Marburger Gegend ziehn bei jedem Wetter tief ausgeschnittne Schuhe an und gehn deshalb zierlich, die des Hinterlandes mit hohem Schuhwerk treten auf wie Männer. Eine in voller Tracht „aufgesetzte“ Bauersfrau kann sich kaum anders bewegen als gemessen, und wenn sie sich ganz feierlich fühlt, in der Kirche bei der Erteilung des Segens oder vor dem Abendmahl, so „knickt“ sie, wie es vor Zeiten unsre vornehmen Urvorfahren thaten. Das Volk bewahrt also mit seiner Tracht zugleich noch etwas von dem Leben früherer Geschlechter. Der nivellierte Stadtmensch, der keinen persönlichen Geschmack mehr hat, findet das alles komisch. Fassen wir aber einmal die Be-

völkerungsteile, die in ein Trachtendorf zuerst städtische Kleider hereinbringen, scharfer ins Auge, so wird uns das Alte ungleich würdiger erscheinen; ein Bauer in seinem Kirchenrock und gelegentlich auch noch mit dem Dreispitz auf dem Kopfe ist nichts weniger als eine lächerliche Figur.

Kennt übrigens der Leser die Vorgeschichte seines Cylinderhuts, über dessen Verhältnis zu der Mode des Tages er sich jedenfalls schon manchmal Gedanken gemacht haben wird? Zuerst finden wir ihn, sehr hoch, auf den Häuptern der griechischen Teilnehmer am Konzil in Konstanz, dann bei den Spaniern, die alles Ernste lieben. In Deutschland gehört er schon im sechzehnten Jahrhundert zur Ausstattung der Leidtragenden, weswegen wir ihn auf Darstellungen der Grablegung antreffen; und in einer Dürerschen Zeichnung der Anbetung der Könige hält sich der zum Empfang aufgestandne Joseph größerer Feierlichkeit halber ein Niesene Exemplar dieser Gattung vor den Leib.

u. p.

Ein merkwürdiges Buch. Nachdem in Jules Vernes Romanen das Mittel gefunden worden ist, den jüngern Jahrgängen auf angenehme Weise geographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse beizubringen, hat man in Amerika zur Unterhaltung der ältern diese Darstellungsart auf das unbekannte Land ausgedehnt, das jenseits unsrer Erfahrung liegt. Ob es dabei mehr auf spiritistische Genüsse abgesehen ist oder auf eine Belehrung durch die Negative, insofern in der jenseitigen Welt ohne Zeit, Raum, Schwergewicht usw. alles umgekehrt sein muß wie in unsrer jetzigen, läßt sich kaum sagen, und diese Ungewißheit scheint sogar mit zu den Reizen der Darstellung zu gehören. Der Leser reibt sich die Stirn und fragt: Verstehst du das nur nicht, oder ist es überhaupt nicht zu verstehen? und um das festzustellen, liest er immer mal erst wieder weiter. Soviel Gedanken macht man sich lange nicht bei jedem Buch!

Eine solche Reise in das unentdeckte Land beschreibt ein ins Deutsche übersetztes zweibändiges Werk von John Uri Lloyd, Etidorhpa oder das Ende der Welt (Leipzig, W. Friedrich). Um einen wirkungsvollen Abstand zwischen dem Leser und dem Schauplatz herzustellen, sind einige Kulissen eingeschoben. Wenn Mr. Lloyd behaupten wollte, er hätte die Reise selbst gemacht, so wäre das eine etwas plumpe Zumutung. Vor mehr als dreißig Jahren sitzt Mr. Drury — er heißt eigentlich auch noch anders, und seine Person ist mit vielerlei Geheimnis umgeben — in einer Stadt des amerikanischen Westens spät abends auf seinem Studierzimmer, da tritt zu ihm ein hochgewachsener, langbärtiger Greis herein, der uns fortan unter der Bezeichnung „Ich bin der Mann“ nahe bleiben wird. Ist es ein lebhafter Mensch oder ein Gespenst — Mr. Drury weiß es nicht und wird sich auch für die Folge darüber nicht klar, da ihn der geheimnisvolle Gast Abend für Abend besucht und ihm aus einem Manuskript vorliest. Von diesem hat der Vorleser, der es immer wieder mit sich wegnimmt, die Meinung: „Sehr viele werden darin nur einen mittelmäßigen Roman sehen, für andre wird es ein unverständliches Rätsel sein, für noch andre aber ein anregendes Studium bilden.“ Mr. Drury, dem sein Gast das Heft bei seinem letzten Besuche zurückläßt, damit er es nach dreißig Jahren veröffentliche, bemerkt dazu in einem Nachtrag: „Ob ich unter magnetischer Beeinflussung oder im Trancezustande geschrieben habe, ob ich ein Opfer geistiger Störung war oder der Welt eine glaubwürdige Geschichte erzählt habe, ob dies Buch nur ein einfacher Roman ist oder einen prophetischen Sinn in sich birgt usw., dies zu entscheiden, muß ich den Lesern überlassen.“ Vorsichtigerweise sind diese Worte ans Ende gestellt, sie können also Mr. Lloyd höchstens um solche Leser bringen, die die Gewohnheit haben, ihre Bücher von hinten anzufangen.

„Ich bin der Mann,“ der Verfasser jenes Manuskripts, hat, wie der Leser sich inzwischen selbst gesagt haben wird, die Reise in die andre Welt gemacht, aber

nicht als körperlicher Mensch. Er hat nach und nach seine Stimme, sein Gewicht, seinen Atem, seinen Herzschlag und, soviel er weiß, auch seine Seele verloren. Geführt wurde er von einer Gestalt, die ihm ähnlich, aber nicht gleich war, und die ihn zwang, ihr in immer neue und immer unheimlichere Gegenden zu folgen, was nun im einzelnen beschrieben, durch viele Abbildungen veranschaulicht und, soweit es sich um Mathematik, Physik und dergleichen handelt, durch in den Text gezeichnete Formeln und Figuren erläutert wird. Im ganzen wird diese, wie ich schon bemerkt habe, negative Natur Schilderung dem Durchschnittsleser weniger Freude als Mühe bereiten, und dem Naturkundigen, der sie mühelos liest, kommt sie dann vielleicht erst recht zwecklos vor. Spaßhaft und witzig ist eigentlich nur eine erstaunliche Zoologie über Affen, Kröten, Fledermäuse, Maulwürfe usw. II, 170; aber so etwas allein lohnt doch die Kosten einer solchen Reise nicht. Ihr Zweck ist, wie der Führer dem „Ich bin der Mann“ mitteilt, den Glauben an das grobmaterielle, von den Menschen auf der Erdoberfläche erworbne Wissen und an die materialistische irdische Philosophie zu erschüttern und die Vorstellung zu erwecken, daß das Erdenleben nur die Vorstufe zu einem herrlichen Dasein ist, wozu der Mensch, wenn er der Selbstsucht entzagt, in künftigen Zeiten leibhaftig und körperlich gelangen kann (II, 267). Einem zweiten Wesen aus dem Jenseits, das ihn noch weiter führen soll, giebt der Reisende auf die Frage, ob er einsehen gelernt habe, daß alles, was zu sein scheint, nicht ist, und das, was nicht zu sein scheint, ist — alles, alles zu: „Ich weiß nicht gewiß, ob ich hier bin, oder ob Sie dort sind; ich weiß nicht, ob ich jemals gelebt habe usw.“ Und nun darf er zunächst auf die Erde zurück, in einem Scheinleibe, in dem er Mr. Drury besucht, um alsdann in die endgiltige Vollkommenheit einzugehn, das Reich Etidorhas. Ein weibliches Wesen, wie man aus der Endung sieht, mit einem dunkeln Namen. Ich habe manchmal darüber nachgedacht, was er bedeuten könnte, bis ein Freund fand, daß er eine Umkehrung von Aphrodite sei. Da hinter dieser Altrappe nichts weiter steckt, was herauspringen könnte, so ist sie nicht geschmackvoll. Gesehen hat er Etidorha noch nicht, aber er spricht zu ihr wie im Gebete, und dann verschwindet er und hinterläßt das Manuskript, das allein Mr. Drury die Gewißheit giebt, „Ich bin der Mann“ sei keine Halluzination gewesen, sondern eine objektive Thatsache.

Das Buch ist also unvollendet, worüber Mr. Drury und „Ich bin der Mann“ ihre Formulierungen austauschen. Der Leser wird von diesem Abschluß nicht gerade erbaut, aber doch mehr befriedigt sein, als wenn er nun noch zwei weitere Bände über das Reich Etidorhas vor sich hätte. Die Übersetzung ist, wie es scheint, recht gut, das Papier, der Druck und die ganze Ausstattung vorzüglich. Hoffentlich findet sich nun auch die dem Aufwand entsprechende Zahl von Leuten, die sich den Luxus dieser Gedankengymnastik gönnen dürfen.

U. P.

Litteratur

Über deutsche Volksetymologie von Karl Gustaf Andresen. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Hugo Andresen. Leipzig, Reisland 1899

Wie ernsthaft die Teilnahme ist, die weitere Kreise der Gebildeten der Geschichte unsrer Muttersprache entgegenbringen, dafür spricht wohl die Thatsache, daß ein durchaus wissenschaftliches Werk wie F. Kluges Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache es in vierzehn Jahren auf sechs Auflagen gebracht hat. Auf eine einzelne, besonders anziehende Erscheinung im Sprachleben wurde das Interesse durch das 1876 zum erstenmal erschienene Buch des im Jahre 1891 ver-